war Sommer, und Gras und Blatt und Blume hauchten Düfte aus, die jungen Menschen stark ins Gehirn dringen konnten wie der Duft von feurigem Wein.

„Süße kleine Thekla", sagte Theodor, und er sah nicht mehr die Sommersprossen auf der kecken, kleinen Nase, sondern nur das lachende Blau der Augen und einen Mund, rot wie eine reife Frucht. Und es gelüstete ihn sehr, diesen Mund zu küssen.

Da saß plötzlich auf der zartschimmernden Schulter des Mädchens zartschimmernd ein Schmetterling. Er saß ganz still, und seine Flügel glitzerten wie Perlmutter.

Theodor dachte: Soll ich Thekla küssen und alles mit in den Kauf nehmen, was dazu gehört? Denn an Thekla hängt Familie, hängen Onkel und Tanten, hängt alles, was zur Sippe gehört. Und Sippe gibt nicht Ruhe, bis solchem Kusse der Alltag folgt und der goldene Ring.

„Schmetterling, was soll ich tun? Sei Orakel. Gib Antwort", sagte Theodor innerlich und sah erwartungsvoll auf das luftleichte, glitzernde Wesen. Da breitete der Schmetterling seine Flügel aus und schien vor Uebermut noch viel feuriger zu glitzern als vorher. Und er gaukelte über Theklas blondes Haupt hinweg und direkt auf das Blumenbeet zu. Und Theodor sah: er gaukelte von einer gelben Blume zu einer blauen, von einer weißen zu einer rosafarbenen, von einer violetten zu einer purpurnen. Er gaukelte von Kelch zu Kelch und flog dann an der bogenspannenden Artemis vorbei in die Freiheit der seligen Abendröte hinein.

Und Theodor verstand: Nippen von allen Blumen, den blauen, gelben, violetten und purpurfarbenen, aber sich nicht festhalten lassen, solange noch die Jugend glüht, denn nichts geht über die Freiheit der zukunftleuchtenden Ferne.

Theodor sah plötzlich auf dem kecken Näschen der Geliebten die entstellenden Sommersprossen, daß der Schulterknochen sich spitz durch die Haut abzeichnete, wie auf den lockenden Mund Lippenrot gemalt war und das puppenhafte Gesichtchen den verschmitzten Ausdruck der wissenden, listigen Eva hatte.

Und sein Herz pochte auf einmal gar nicht mehr. Sein Herz lächelte ironisch.

Thekla sah: die Entzauberung war da. Sie stand auf und sagte: „Kommen Sie in die Laube. Was sollen die andern denken?"

Sie gingen um den Rasen, an der bogenspannenden Artemis vorbei und setzten sich in der Laube, getrennt von einander, zu den Gefährten und Gefährtinnen.

Die Blumen im Blumenbeet aber sahen aus, als schauten sie mit den bunten Augen alle dem Schmetterling nach, der in der Abendsonne ein kreiseziehendes Pünktchen war. Und dann auch das nicht mehr.

Eigenartige Kunstbegeisterung.

Ein Ochse für ein Menuett. — Ton- und Kochkünstler. — Weiße Tauben und schwarze Zylinderhüte.

Von Wilhelm Ackermann.

Das Bestreben, der Begeisterung für große Kunstwerke und Künstler Ausdruck zu geben, äußert sich vielfach in recht sonderbarer Form. Eigentümlicherweise gilt dies besonders für das Reich der Töne; offenbar wirkt die Musik unmittelbarer auf unser Gefühl, als die übrigen Künste es tun. Daß diese Begeisterung zuweilen auch krankhafte Formen annehmen kann, zeigt die bekannte Wagnerschwärmerei des unglücklichen Bayernkönigs Ludwigs I. Jede Auszeichnung, die er einem Künstler erwies, erinnerte in irgend einer Weise an Lohengrin. Nachbaur, seinerzeit ein bekannter Darsteller dieser Opergestalt, erhielt außer Juwelen und anderen Kostbarkeiten eine vollständige Lohengrinrüstung aus reinem Silber sowie eine riesige Meerschaumpfeife, auf deren Kopf der letzte Auftritt des ersten Akts kunstvoll eingeschnitzt war. Bekannt ist auch, daß der König auf einem Teich seines Wintergartens in einem Nachen herumfuhr, während eine Sängerin, hinter Gebüsch verborgen, die Rolle der Elsa singen mußte. Ludwig II. kannte sämtliche Wagnerschen Opern auswendig; die starken Kopfschmerzen, an denen er litt, verschwanden auf der Stelle, wenn er etwas aus einer dieser Opern singen hörte.

In einer ebenso lustigen wie für den Geehrten erfreulichen Weise äußerte sich die Begeisterung über ein von Haydn gelegentlich der Hochzeit eines reichen Ungarn komponiertes Menuett. Dieser war von Haydns Musik so eingenommen, daß er die Tochter eines Geschäftsfreundes ohne jede Mitgift zu heiraten versprach, wenn nur der künftige Schwiegervater dafür sorgte, daß der große Tonkünstler eigens für die Hochzeit ein Musikstück komponierte. Haydn kam dem Wunsch nach und lieferte ein Menuett im Dreivierteltakt; es riß die Hochzeitsgesellschaft zu solcher Begeisterung hin, daß sie ihrer Dankbarkeit in besonderer Weise Ausdruck zu geben beschloß. In geschlossenem Zuge ging es zur Wohnung des Komponisten, dem ein prächtiger, bekränzter Ochse mit vergoldeten Hörnern als Geschenk überreicht wurde. Haydn weigerte sich zunächst, die seltsame Gabe anzunehmen, gab dann aber nach und nannte zur Erinnerung an den Vorfall sein Stück das „Ochsenmenuett", als welches es noch heute bekannt ist.

Franz Liszt hat wohl in seinem langen Künstlerleben die meisten Beweise bewundernder Huldigung erfahren, kaum einen seltsameren aber als den eines jungen Mädchens, das den Namen des vergötterten Meisters in der Zeitung las, ihn ausschnitt, auf eine Praline klebte und mit dieser gemeinsam verzehrte.

Ueber Rossini war der durch seine Kochkunst bekannte Duplére so entzückt, daß er keine andere Musik als die des verehrten Künstlers hören mochte. Wollte er auf seinem eigenen Gebiete etwas Besonderes leisten, etwa ein neues Gericht „komponieren", so ließ er sich eine Arie oder sonst ein Gedicht von Rossini vorspielen. Umgekehrt wußte auch der Komponist die Verdienste seines Verehrers zu würdigen, den er nur das „Küchengenie" zu nennen pflegte. Einmal bat er ihn, ihm für 2000 Franken ein gewisses Rezept zu verraten. Duplére erklärte indessen, es ihm umsonst überlassen zu wollen, falls Rossini ihm die Ehre erwiese, ihn zu einer Aufführung des Wilhelm Tell mit in die Oper zu nehmen und ihn in seiner Loge neben sich sitzen zu lassen. Rossini, ein großer Feinschmecker, willigte ohne weiteres ein, und so saßen die beiden „Künstler" zusammen in der Oper, der Koch im Genuß der Musik des anderen versunken, während dieser schon im Vorgeschmack der ihn erwartenden Delikatesse schwelgte.

Auf recht sonderbare Weise pflegt man in Brasilien seiner Kunstbegeisterung Ausdruck zu verleihen, nämlich durch weiße Tauben, die, an farbigen Bändern kleine Gedichte tragend, von dem enthusiasmierten Publikum im Saale losgelassen werden und auf die Bühne flattern. Die Primadonna der Großen Oper in Rio de Janeiro war eines Abends Gegenstand einer derartigen Huldigung, wobei mehrere hundert Tauben auf sie zuflogen. Die Begeisterung des männlichen Teils der Zuhörer wuchs schließlich derart, daß die Herren von allen Seiten ihre Zylinderhüte auf die Bühne warfen, allein zu dem Zweck, sich nach Schluß der Vorstellung ihre Kopfbedeckungen wieder holen zu können und dabei womöglich die Gelegenheit zu erhaschen, der Künstlerin ihre Dankbarkeit und Verehrung persönlich zum Ausdruck zu bringen.

Daß die Bewunderung unter Umständen auch zu verbrecherischen Handlungen führen kann, beweist der Fall des Wiener Strafanstaltsdirektors Johann Peter, der, ein überzeugter Anhänger der Gallschen Schädellehre und zugleich begeisterter Verehrer der Haydnschen Musik, das Grab des Komponisten auf dem Hundsthurmer Friedhof in Wien öffnete und sich den Schädel Haydns aneignete. Er bewahrte das unheimliche Erinnerungsstück in einem eigens dazu angefertigten Kasten auf und übergab es erst kurz vor seinem Tode einem befreundeten Arzte, durch dessen Vermittlung der Schädel an das Wiener Pathologisch-Anatomische Museum gelangte, wo man ihn noch heute sehen kann.

Frösche als Singvögel.

Den eigenartigen Brauch, daß Frösche als „Singvögel" im Zimmer gehalten werden, kann man in Japan beobachten, wo der singende Frosch einheimisch ist. Die Stimme dieses Frosches, der am liebsten an Bächen mit klarem, kühlem Wasser lebt, zeigt tatsächlich keine Aehnlichkeit mit den Stimmen der übrigen Frösche, sondern klingt, wie der Forscher Professor Molisch feststellte, vielmehr wie ein langgezogenes, sehr helles Trillern, so daß man die Töne, wenn man sie zum ersten Mal hört, fast für den Lockruf des Grünlings halten könnte. Mit Vorliebe singt der Singfrosch, den die Japaner „Kajika" nennen, gegen Abend, wenn die gefiederten Sänger in der Natur bereits schweigen. Deshalb klingt der Gesang ganz besonders klar und deutlich in die Nacht hinaus.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

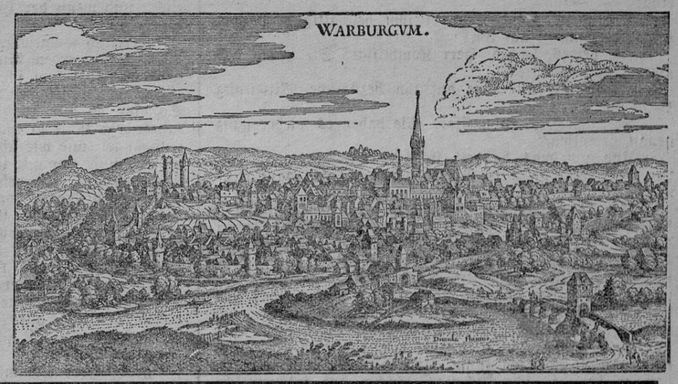
Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 65 | **14. August 1929** | **4. Jahrgang**

Alte Schuld.

Roman von R. Kohlrausch

Copyright by Greiner & Co., Berlin NW. 6.

18. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Wieder überkam Hedwig das lähmende Gefühl, daß niemand ihr zur Seite war, der ihr helfen und raten konnte.

Durfte sie der Polizei, dem Gericht Kenntnis von diesen Briefen geben, die Bruno mit so feiner Sorgfalt verborgen hatte? Sie verneinte die Frage, so oft sie auftauchte. Und sonst war niemand, an den sie sich wenden konnte in dieser Not!

Sie grübelte, fragte, verwarf unaufhörlich, ging hin und her stundenlang und fand keinen Ausweg. Die Nacht schritt vor, die Straßenlaternen, die der einsamen Frau mit einem tröstlichen Scheine Gesellschaft geleistet hatten, wurden gelöscht. Eine trübe, feindliche Dämmerung lauerte nun hinter den Fensterscheiben, die anfingen, das erleuchtete Zimmer und Hedwigs bleiches, verängstigtes Gesicht widerzuspiegeln, so oft sie ruhelos daran vorüberschritt.

Sie erschrak vor sich selbst, wenn sie sich so erblickte, mehr aber noch vor der Dunkelheit hinter den Scheiben. In dieser Dunkelheit lauerte ja der Unbekannte, der neues Unheil auf ihren Mann, auf ihr Kind, auf sie selbst herabrufen konnte.

Sie hatte zuletzt ein Gefühl wie von seiner körperlichen Nähe, und mit ihm kam über sie eine so namenlose Angst, daß ihr der Aufenthalt in diesem Zimmer unerträglich wurde. Sie verbarg die Briefe wieder an dem Platze, wo sie gelegen hatten, verschloß den Sekretär, schaltete das Licht aus und flüchtete sich, von einem nervösen Grausen geschüttelt, in ihr Schlafzimmer, wo sie jetzt auch Ellt gebettet hatte.

Die ruhigen Atemzüge des in tiefem Schlafe liegenden Kindes gaben ihr ein wenig Fassung und Frieden zurück. Sie legte sich nieder, aber jedesmal, wenn der Schlaf sie von ihren Gedanken erlösen wollte, fuhr sie mit jähem Schrecken wieder empor. Es war ihr gewesen, als wenn aus der Dunkelheit hervor eine kalte Hand nach ihrem Herzen gegriffen hätte.

Und so durchwachte sie die lange Winternacht.

* * *

Der fünfte März war herangekommen, Hedwigs Geburtstag. Er wurde durch einen seltsamen Zufall zu einem Tage der Ueberraschungen — und nicht nur für sie. Der erste, den er so überraschte, war der Polizeikommissar Brennert.

Er war vor kurzem in sein Büro gekommen, saß einigermaßen mißmutig am Schreibtisch, blätterte in verschiedenen Akten und begann leise dabei zu pfeifen, was bei ihm stets ein Anzeichen übler Laune war.

Ein schüchternes Klopfen an der Tür ertönte und wiederholte sich, obwohl er ein mürrisches „Herein!" gerufen hatte, nach einer Pause noch einmal. Das zweite „Herein!" des Kommissars erfolgte in einem Tone, der dem Donner nahe verwandt war.

Nun öffnete sich die Tür zu einem Spalte, der eben breit genug war, um einen wenig beleibten Menschen hindurchschlüpfen zu lassen, und eine in der Tat sehr dürftige Männergestalt schob sich schräg hindurch. Auch als der Eingetretene, der die Tür mit lautlos bescheidener Vorsicht hinter sich schloß, ein paar Schritte auf den Kommissar zuging, bewies er die Angewohnheit, sich in schräger Haltung etwas vorzuschieben. Er war noch jung, Mitte der Zwanziger, aber blaß und abgemagert wie Leute, die bei knappem Gehalt immer noch Geld auf die Sparkasse tragen. Volles braunes Haar und braune Augen mit weichem, nach einem Anhalt suchenden Blick waren das einzige Hübsche an ihm.

Der Mann preßte seinen weichen Filzhut fester zwischen den Händen, als dem Hut gut war, und schrak zusammen, als der Kommissar ihn ganz gegen seine sonstigen freundlichen Gewohnheiten mit einem barschen „Was wünschen Sie?" begrüßte. Dann begann er mit belegter, atemloser Stimme zu sprechen; er hatte offenbar starkes Herzklopfen.

„Ach verzeihen Sie, habe ich die Ehre mit Herrn Kriminalkommissar Brennert?"

„An der Tür steht ja der Name."

„Ja, das ist mir auch so vorgekommen. Aber ich bin sehr kurzsichtig, und es ist auch draußen ein wenig dunkel. Und ich bin schon irrtümlich fälschlicherweise in ein paar anderen Zimmern gewesen — ich bitte sehr um Entschuldigung."

Brennert wurde angesichts der großen Aengstlichkeit seines Besuchers ein wenig milder und gewann allmählich seinen kulanten Ton zurück. „Jetzt sind Sie aber am richtigen Platze. Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Dienen — Sie sind sehr gütig, Herr Kommissar, aber um einen Dienst würde ich Sie nie zu bitten wagen. Ich bin jetzt nur hergekommen, weil es mir keine Ruhe mehr ließ und weil ich in den letzten drei Nächten, mit Erlaubnis zu sagen, kaum ein Auge zugetan habe."

„Schlaflosigkeit ist eine sehr unangenehme Sache. Möchten Sie mir aber nicht sagen, womit ich Ihnen dabei helfen soll?"

„Ach ja, gewiß; verzeihen der Herr Kommissar nur, wenn ich ein wenig zu langsam bin. Ich habe das leider so an mir. Auf dem Bureau, wo ich angestellt bin, hat man es mir auch schon öfters gesagt, und noch vor zehn Tagen ungefähr hat mich der Herr Regierungsrat Düringer — —“

„Düringer? Sind Sie bei ihm beschäftigt? Bezieht sich Ihr Kommen auf ihn?“

„Ja, beides, beides, Herr Kommissar; Sie haben das ganz genau getroffen.“

„Haben Sie mir eine auf ihn bezügliche Mitteilung zu machen?“

„Freilich, Herr Kommissar. Sie haben es wieder ganz genau getroffen.“

„Und um was handelt sich's?“ Brennert war, seit sein Besucher Düringers Namen genannt hatte, ganz Aufmerksamkeit und Spannung.

„Ja — zuerst möchte ich noch sehr um Entschuldigung bitten, daß ich so spät erst mit meiner Mitteilung zu Ihnen komme. Zu Anfang wurde ja in den Zeitungen bei den Berichten über diese furchtbare Mordaffäre mit der Schauspielerin Kunewka der Herr Regierungsrat gar nicht erwähnt. Wir hatten auf dem Bureau keine Ahnung, daß ihm irgendwelche Unannehmlichkeiten drohten, wenn er auch ein wenig blaß und angegriffen aussah; wir dachten aber nur, er befände sich nicht gut, wie das doch schließlich einem jeden passieren kann. Und weil ich nicht glaubte, daß er bei der schrecklichen Geschichte auf irgendwelche Weise beteiligt sein könnte, so bin ich auch gar nicht auf den Gedanken gekommen, der Polizei von meiner Wahrnehmung eher eine Mitteilung zu machen. Ich bitte sehr um Entschuldigung, aber ohne Not sozusagen geht man doch nun einmal nicht gern auf die Polizei.“

„Das weiß ich — leider!“

„Gewiß, es mag oft bedauerlich sein. Und es hat mir diese letzten drei Tage, seit ich gelesen habe, daß man den Herrn Regierungsrat in Haft genommen hat, auch gar keine Ruhe mehr gelassen. Meine Braut hat auch gesagt, ich müßte hergehen, und so bin ich denn zu Ihnen gekommen, Herr Kommissar. Helene — meine Braut heißt Helene — sagte noch gestern abend —“

„Steht Ihre Braut in irgendwelcher Beziehung zu Ihrer mir zu machenden Aussage? Sonst —“

„Ja, wenn ich es mir genau überlege: sie steht in gewisser Beziehung dazu. Denn an dem betreffenden Abend war ich gerade bei ihr gewesen.“

„Wann war es? Um welchen Abend handelt sich's?“

„Das ist es ja eben, Herr Kommissar! Es war am neunzehnten Februar, an dem Abend, als der gräßliche Mord an der schönen Schauspielerin vollbracht wurde. Ach, ich habe sie auch einmal spielen sehen und ich glaube —“

„Was haben Sie an dem fraglichen Abend wahrgenommen?“

„Ja, ich war also bis gegen halb neun Uhr bei meiner Braut gewesen — länger will ihre Mutter, die eine höchst rechtliche Frau ist, es niemals erlauben. Die Mutter hat eine kleine Gärtnerei draußen in Hüsing, in der Vorstadt, und ich habe einen ziemlich weiten Weg dort hinaus. Ich fahre daher immer zu Rad, und so war es auch an dem fraglichen Abend. Es war etwas neblig, und ich fuhr in einem gemächlichen Tempo nach Hause. Wie der Herr Kommissar wissen, geht ja die lange Steintorstraße von Hüsing nach der Stadt und kreuzt an der Stelle, wo das alte Steintor gestanden haben soll, den Wall. Das ist mein Weg. Ich wohne nämlich in der Hahnenstraße Nummer 9, im Hinterhause im vierten Stockwerk links beim Schneidermeister Schnepf. Der Mann hat einen komischen Namen, aber ich bin —“

„Erlauben Sie einmal. Sie haben mir bisher noch gar nicht gesagt, wie Sie selber heißen.“

„O mein Gott! Ich bitte tausendmal um Entschuldigung. Das ist meine schreckliche Vergeßlichkeit, über die Helene — meine Braut — auch immer so klagt. Ich heiße nur Müller, Arnold Müller, und bin seit fünf Jahren Diätar bei der Regierung. Das Gehalt ist ja nicht groß, aber wenn man sich einrichtet —“

„Bleiben wir vorläufig einmal auf Ihrem Nachhauseweg in der Steintorstraße und auf dem Walle. Haben Sie den Herrn Regierungsrat bei dieser Gelegenheit gesehen?“

„Allerdings, Herr Kommissar, Sie haben es wieder getroffen.“

„Wo war es?“

„Auf dem Walle, kurz vor der Stelle, wo die Breite Straße von ihm abzweigt. Ich fuhr vorschriftsmäßig auf dem Radfahrwege und hatte natürlich auch meine Laterne vorschriftsmäßig angezündet. Sie hat ein helles, weißes Licht, und wenn der Herr Kommissar vielleicht selbst Radfahrer sind —“

„Freilich — gewiß.“

„Dann werden Sie wissen, daß der Fahrer die Begegnenden bei dem scharfen Lichte sehr deutlich sieht, von ihnen aber wegen der Blendung nur schwer erkannt wird. So ging es mir auch an dem Abend. Neben dem Radfahrerwege läuft ja unmittelbar die Kastanienallee für die Fußgänger, und wie ich so gemächlich dahinfuhr, da tauchte plötzlich nahe vor mir in der Allee der Herr Regierungsrat Düringer auf. Ich erkannte ihn auf den ersten Blick, obwohl er den Kragen von seinem Pelze hoch hinaufgeschlagen hatte. Und ich grüßte ihn auch, wie sich's gehörte. Er muß es aber gar nicht gesehen haben — wegen der Blendung. Denn er grüßte nicht wieder, obwohl er sonst immer ein höchst herablassender, liebenswürdiger Herr ist, und ging schnell an mir vorüber. Und nun —“

Er stockte und erneuerte mit nervös bewegten Händen einen Angriff auf den zusammengepreßten Filzhut. Brennert blickte mit scharfen forschenden Blicken auf ihn.

„Und nun?“

„Ach, Herr Kommissar, es wird mir nicht leicht, es auszusprechen. Weil ich Ihnen jetzt ein Geständnis machen muß. Und wenn ich auch weiß, daß der Mensch nur ein schwaches Geschöpf ist von Jugend auf — so die eigene Schwäche laut einzugestehen, und noch dazu vor einem Herrn von der Polizei, das wird einem doch schwer.“

„Sprechen Sie ungeniert. Wir von der Polizei wissen ohnedies genug von der menschlichen Schwäche und wundern uns nicht leicht mehr über irgend was.“

„Gewiß, gewiß, das kann ich mir denken. Und ich muß es auch sagen, weil Sie sonst vielleicht nicht verstehen würden, was ich an dem Abend gemacht habe in meiner Torheit. Ich bin — entschuldigen Sie, Herr Kommissar — ich bin oder ich war ein wenig eifersüchtig auf den Herrn Regierungsrat.“

„Eifersüchtig?“

„Nicht etwa, daß er mir direkt irgendwelchen Anlaß dazu gegeben hätte. Das kann ich durchaus nicht behaupten. Meine Braut aber hatte den Regierungsrat ein paarmal gesehen, wenn sie mich abends abholte, vor dem Büro, und sie war kolossal begeistert für ihn. Er ist ja wirklich ein wunderschöner Mann, so einer von denen, die den Frauen am allergefährlichsten werden, und weil ich gut genug weiß, daß ich selbst nicht gerade schön zu nennen bin — nun, da war ich eben schon länger etwas eifersüchtig auf ihn.“

„Das kann ich wohl verstehen.“

„Wirklich? Ach, Herr Kommissar sind zu gütig! Weil ich nun aber weiß, daß der Herr Regierungsrat in einer ganz anderen Stadtgegend wohnt, und weil er den Wall hinunter auf die Steintorstraße zuging, da fuhr es mir auf einmal durch den Kopf: „Er geht zu deiner Braut!“ Sie müssen mich entschuldigen, Herr Kommissar, aber das gab mir einen Stich ins Herz. Ein Stückchen fuhr ich noch weiter; dann aber kam es über mich, und ich mußte tun, was ich tat. Ich stieg vom Rade und löschte die Laterne und machte kehrt, um dem Herrn Regierungsrat nachzugehen.“

„Wohin ging er?“

„Ganz rasch geradeaus. Das heißt, nur noch ein paar hundert Schritte. Dann blieb er stehen und sah sich um, wohl ob niemand ihm folgte. Mich deckten aber die Bäume, so daß er glauben mußte, ganz allein zu sein. Es ist ja dort auf dem Wall abends sehr einsam. Und nun —“

„Was tat er weiter?“

(Fortsetzung folgt)

Dann mußt du sorgen . . .

Es kommen Tage, wo die Traurigkeit
In schweren Tropfen fällt auf deinen Weg -
Es füllt sich deiner Stunden Maß und Leid.
Dann mußt du sorgen, daß du nie vergißt:
In dunklen Wolken, all dem trüben Grau
Der Sonne strahlend Licht verborgen ist.

Frieda Callier.

Kleine Geschichten.

Von Joh Hans Rösler.

Heimweh geht durch die Anlagen. Er hat es eilig und kürzt den Weg durch einen Marsch über den Parkrasen.

„Verzeihung“, tritt ein freundlicher Herr zu ihm, „haben Sie vielleicht einen Bleistift bei sich?“

„Bedaure. Nur einen Füllfederhalter.“

„Würden Sie so liebenswürdig sein, ihn mir einen Augenblick zu borgen?“

Heimweh ist so liebenswürdig. Er nestelt seinen Füllfederhalter aus der Tasche, schraubt ihn auf, spritzt den ersten Tropfen ab: „Bitte sehr.“

„Danke schön. Sehr freundlich. Ich brauche ihn nämlich, um Sie wegen verbotenen Betretens des Rasens aufzuschreiben.“

*

Riebisel war gestorben; lag steif und starr auf der Bahre. — Trat Ramses zu ihm: „Ich werde ihn zum Leben erwecken. Man gebe mir ein Glas vom besten Wein.“

Man bringt es ihm. Ramses nimmt das Glas. Stellt sich zu dem Toten. Trinkt ihm zu: „Sollst leben!“

Der Tote rührt sich nicht.

„Der Wein war nicht stark genug. Bringt einen stärkeren!“ — Man bringt das Gewünschte, einen feurigen Tokaier. „Sollst leben!“ trinkt ihm Ramses zu.

Wieder nichts.

„Das liegt am Wein. Gebt mir den stärksten und besten und feurigsten Wein, den ihr auftreiben könnt.“

Es geschieht. — Ramses setzt das Glas an. Tritt zu dem toten Riebisel: „Sollst leben!“ schreit er ihn an.

Nichts rührt sich.

Da sieht sich Ramses groß im Kreise um und sagt bewundernd: „Das heiß' ich tot.“

*

Otterbei ist von einem tollen Hunde gebissen. Ins rechte Bein. — „Geh zu einem Arzt“, rät ihm der Freund, „der Hund hatte die Tollwut. Der Arzt wird Dir eine Injektion geben. Sonst bricht innerhalb vier Tagen in Dir die gleiche Krankheit aus.“

„Der kann mir auch nicht helfen“, fühlt Otterbein schon die tolle Wut in sich rumoren, „fahre ab, ich habe jetzt Wichtigeres zu tun.“

Er saust nach Hause, setzt sich an einen Tisch und schreibt. Er schreibt einen Tag, er schreibt zwei Tage, er schreibt drei Tage. Ununterbrochen.

„Was schreibst Du denn da?“ kommt am dritten Tag sein Freund zu ihm. Sagt Otterbein: „Die Namen der Leute, die ich beißen will.“

*

Pinsel geht in Dresden auf der Pragerstraße. Sucht einen Friseur. Findet endlich einen. Steht an der Tür: „On parle français.“

Geht Pinsel traurig weiter. Zum nächsten. Steht an der Tür: „English spoken.“

Zieht Pinsel wieder traurig weiter. Zum Dritten. Steht an der Tür: „Si parla italiano.“

Kriegt Pinsel große Wut. Schiebt zu einem Schutzmann: „Nu hören Sie mal und verzeihen Sie gütigst, wer wo kann mer sich denn hier eegentlich sächsisch rasieren lassen?“

Im Dresdner Staatsgymnasium war es zu meiner Zeit üblich, unserm Klassenlehrer, dem Professor Preibisch, ein vielstimmiges „Gesundheit“ zuzurufen, wenn er niesen mußte.

Und er mußte ziemlich oft. Dieser Ruf wuchs sich zu einem großen Gaudium aus, die Soprane wurden täglich höher, die Bässe immer tiefer, so daß sich Professor Preibsch eines Tages den Unfug verbat. In Zukunft durfte von seinem Niesen keine Notiz genommen werden. An diesem Tage fehlte mein Freund Hippe. Das war sein Unglück. Denn als Professor Preibsch wieder einmal niesen mußte, schwieg alles, und nur Hippes Stimme schrie laut und hell unter dem Schutze des vermeintlich einsetzenden Lärms: „Verreck!“

*

Auf dem Asphalt einer bunten Straße steht Pietsch. Bewaffnet mit einem gewerblichen Sternengucker. — „Hier ist zu sehen die Venus am Mars“, lockt er Passanten, „heute nur zehn Pfennige. Ratenzahlungen gestattet. Hier ist zu sehen die Venus am Mars.“

Tucydides geht vorüber. „He?“ bleibt er dumm stehen, „Was ist denn das?“

„Eine Kanone“, veralbert ihn Pietsch.

„Nü he? Was wollen Sie denn damit schießen? So im Finstern?“

In diesem Augenblick fällt eine Sternschnuppe vom Himmel. — Tucydides bleibt die Luft weg. — „Was? Getroffen? Sie sind doch ein Tausendsassa!“ drückt er Pietsch begeistert die Hand und geht seiner Wege.

*

Ein Antiquar hat in seiner Auslage fünf geschnitzte Holzfiguren stehen. Er gruppiert sie und schreibt auf einen Zettel darunter: „Die fünf Sinne.“

Ein Interessent erwirbt eine der Figuren. Sofort ändert der Antiquar die Inschrift: „Die vier Jahreszeiten.“

Ein zweiter Liebhaber für ein Stück findet sich, und seitdem heißt die Gruppe: „Die drei Musen.“

Die dritte Figur wird verkauft, und der Antiquar bezeichnet die restlichen Zwei: „Adam und Eva.“

Und wieder wird eine Figur verkauft. Nur eine ist übrig. Sie heißt jetzt: „Verlassen“.

*

Donath ist ein Maler und wohnt in Budapest. Infolge häufiger Kaffeehausbesuche ist er bald lokalberühmt. Das weiß er auch, und nimmt man's ihm, so hört er auf zu malen.

Vor einer Woche traf ihn ein Bekannter.

„Denken Sie“, renommiert sofort Donath, „gestern habe ich einen Brief durch die Post bekommen mit der Adresse: Herrn Kunstmaler Donath, Europa.“

„Ja, bei Ihrer Berühmtheit —“

Daraufhin pumpt Donath dem Gläubigen gern zwanzig Pengö. Rückzahlbar in drei Tagen.

Nachdem Donath eine Zeit gewartet hat, mahnt er.

„Sie irren sich“, antwortet ruhig der Schuldner, „ich habe das Geld am nächsten Tag Ihnen durch die Post zugeschickt.“

„So? Vielleicht haben Sie eine falsche Adresse geschrieben?“

„Ausgeschlossen. Ich adressierte: Herrn Maler Donath, Europa.“

Der Schmetterling.

Skizze von Grete Massé.

Da stand also eine Parkbank, blank und neu lackiert.

Da breitete sich ein Rasen um eine bronzene, bogenspannende Artemis. Da war eine Gruppe von fünf prächtigen Blutbuchen. Da saßen links in einer Laube einige junge Herren und einige junge Mädchen, die sangen oder plauderten. Von dieser Laube aus waren Theodor und Thekla im Gespräch um den hellgrünen, kurzgeschorenen Rasen gewandelt und hatten sich auf die weißlackierte Bank gesetzt.

Und da gab es noch — fast hätte ich es zu berichten vergessen — ein kreisrundes, buntes Blumenbeet, das in dieser Geschichte als Tummelplatz eines Schmetterlings und als ein Gleichnis nicht ohne Bedeutung ist.

Thekla hatte die Hand ausgestreckt und auf die Banklehne gelegt. Es war eine reizende, zarte Hand. Theodor betrachtete sie verliebt und wunderte sich, daß sie, wie andere Hände auch, fünf Finger hatte. Es wäre ihm nicht erstaunlich gewesen, wenn sich diese Hand durch irgend etwas vor anderen Händen ausgezeichnet hätte.

Merkwürdigerweise gehörte zu dieser Hand auch ein Arm, den der kurze Aermel des Sommerkleides frei ließ. Er und ebenso die zarte Schulter wetteiferten mit dem Händchen an Liebreiz. Von der Schulter hatte es Theodors Blick nicht mehr weit bis zum Kinn, das beim Lachen ein Grübchen zeigte, bis zu einer kleinen, krausen Nase, leider ein wenig mit den bräunlichen Flecken der Sommersprossen, betupft, bis zu dem blauen Feuer von zwei Augen, die lächelnd in die seinen sahen.

Sein einundzwanzigjähriges Herz pochte, wie drängender kein Gläubiger an der Tür des Schuldners pochen kann. Es